

# **SIFKU-** **Informationen**

POSTVERTRIEBSSTÜCK  
GEBÜHR BEZAHLT

**V 6802 F**

NWV, 2350 NMS, PF 2168  
ISSN 0170-8694

**1**

**Zeitschrift für Sozialwissenschaftliche  
Katastrophen- und Unfallforschung**

4. Jahrgang

1. Quartal 1981

7,— DM

**Solidaritätsformen während  
der Schneekatastrophen  
in Norddeutschland**

Wolf Dombrowsky

## **Inhalt**

**Nachfolgeprojekte — eine  
Herausforderung an die  
internationale Katastrophenhilfe  
des Roten Kreuzes (Teil 1)**

Bärbel Jordan-Wittwer

**Das Problem „der Sicherheit“  
aus pädagogischer Sicht  
(Teil 2)**

Michael Smrcka

**Terremoto —  
Erdbeben auf italienisch**

Klaus Hübner

**Rezensionen**

**Namen und Nachrichten**

**Verzeichnis  
relevanter Neuerscheinungen**

Wolf Dombrowsky

## Solidaritätsformen während der Schneekatastrophen in Norddeutschland

### I

Das Thema scheint reizvoll: Über Solidarität während Katastrophen zu sprechen, bringt alte Hoffnungen in Erinnerung. Das bündische „Einer für alle, alle für einen“ drängt ebenso an die Oberfläche, wie die verklarte Schützengraben-Kameradschaft, der Trümmerfrauen-Aufbruch, oder die Speisung der Zehntausend aus Gulaschkanone und „Care-Paket“. „Solidarität“ bläht auf zum Füllhorn verlorengelauter Menschlichkeit: Hilfe, Nähe, Selbstlosigkeit, Nächstenliebe und Opferbereitschaft schwingen mit und sollen glauben machen, der Satz: „In der Not rücken alle zusammen“ stimme immer. Selbst manche Katastrophen-Soziologie mag da nicht zurückstehen und postuliert vom „**emergency consensus** System“ (Wenger/Parr 1969) bis zum „**disaster socialism**“ (Brown 1971) eine Art naturwüchsiger Beistandswert. Im Folgenden nun seien diese wohlthuenden Attribute unverwüstlicher Menschlichkeit beiseite gelassen, auf daß „Solidarität“ auf brauchbarere Maße zusammenschumpfe. Nicht um ein utilitaristisch zurechtgebogenes Prinzip von Solidarismus gehe es, oder um den Nachweis verschütteter klassenkämpferischer Potentiale, sondern um die Konstruktion eines Solidaritätsbegriffs, der als analytische Kategorie für ein spezifisches Verhalten in Extremsituationen taugt.

Das Problem, katastrophenspezifische Solidaritätsformen zu identifizieren, besteht in der Schwierigkeit, daß sich ein verallgemeinerbarer Solidaritätsbegriff dann nicht durchhalten läßt, wenn er von den Besonderheiten des Katastrophischen nach deren Bilde entsteht. Wie immer man nämlich „Solidarität“ fassen mag — als Zusammenschluß auf Gegenseitigkeit, als freie Assoziation Gleicher zur Durchsetzung gleicher Interessen, oder als Notgemeinschaft in einer Abhängigkeitslage — immer muß Solidarität der Ausdruck für eine von den Individuen relativ bewußt und absichtsvoll hergestellte „**Vergemeinschaftung**“ (Tönnies 1979) *gegen* die sozial problematischen Folgen von Katastrophen sein und nie der Ausdruck für ein blind hinter den Rücken der Menschen wirkendes Prinzip anonymer Vergesellschaftung. Zwar ließe sich Solidarität auch in diesem abstrakten, sachlich-funktionalen Sinne vorstellen, doch bliebe dann den Menschen nichts anderes übrig, als mit dem katastrophengebundenen Zusammenbruch wichtiger gesellschaftlicher Funktionen auch die daran gebundene Solidarität zusammenbrechen zu sehen.

Das Konzept der „organischen Solidarität“ von Emile Durkheim mag diese Schwierigkeit verdeutlichen. Danach akzeptieren die Individuen die von der Arbeitsteilung erzwungene Ungleichheit, indem sie sie positiv als eine funktionale Abhängigkeit aller von allen interpretieren, aus der ein jeder gleichermaßen seinen eigenen Vorteil und Nutzen zu ziehen vermag. Solidarität wird damit ein außerhalb der Individuen liegendes Maß für die gerade „noch **zusammenhaltbare Ungleichheit**“ (Luhmann 1977:23), die die Arbeitsteilung hervortreibt und die die Gesellschaftsmitglieder noch hinzunehmen bereit sind. Diese, von jeder realen Handlung abgerückte, nur noch rationalisierend gedachte

Solidarität läßt sich mit den gleichen Worten präzisieren, die Ferdinand Tönnies zur Erklärung der „konventionellen Geselligkeit“ gebrauchte: Es ist ein Austausch, „in welchem jeder für alle da zu sein, alle jeden als ihresgleichen zu schätzen scheinen, in Wahrheit jeder an sich selbst denkt und im Gegensatz zu allen übrigen seine Bedeutung und seine Vorteile durchzusetzen bemüht ist.“ (Tönnies 1979: 46) Was die Durkheim'sche „organische Solidarität“ also kennzeichnet, ist die gesellschaftlich vorgegebenen Existenz nützlich scheinender Funktionen und Funktionsträger, die sich durch ihren gegenseitigen Gebrauch zu Komplizen machen. Was aber bleibt von der stillschweigenden Komplizenschaft, wenn die Katastrophe das Funktionnement zerstört und den Gebrauch unterbindet? Worauf greifen die der Funktionen beraubten Menschen zurück, wenn ihre „organische Solidarität“ zum Verschwinden verurteilt ist, sobald der gesellschaftliche Organismus von Katastrophen geschüttelt wird? Wir stehen damit vor der Frage, wie eine Solidarität gedacht sein muß, die in der katastrophengeschüttelten Sozietät *nicht* zusammenbricht, sondern, im Gegenteil, *durch* die Katastrophe geradewegs zur Blüte getrieben, oder sogar induziert wird. Eine solche Fragestellung verändert natürlich die Perspektive, unter der man sich dem Phänomen „Solidarität“ zu nähern hat: Als Gegenprinzip zur gesellschaftszerstörenden Wirkung des Katastrophischen ließe sich die Katastrophe als Auslöser für ein „Sonderprogramm sozialen Handelns“ vorstellen, das unter nicht-katastrophischen Bedingungen in dieser Form nicht gefragt ist. Im Schnellschuß mag dies abermals damit erklärt werden, daß die täglich geforderten Konkurrenzen durch die Katastrophe suspendiert seien und die unmittelbare Bedrohung für Leib oder Leben ein konkurrenzloses, altruistisches, eben „solidarisches“ Verhalten geradezu notwendig mache. So schreibt Ch.E. Fritz: *„Thus, while natural or human forces that created or precipitated the disaster appear hostile and punishing, the people who survive become more friendly, sympathetic, and helpful than in normal times. The categorial approach to human beings is curbed and the sympathetic approach enlarged. In this sense, disasters may be a physical hell, but the result, however temporarily, in what may be regarded as a kind of social utopia“*. (Fritz 1961:690 f) Doch woher mag die Utopie kommen und woher die Freundlichkeit und die Hilfsbereitschaft? Schlagen hier nicht Annahmen durch, die eher unserem Fundus imaginärer Wünsche entspringen, als der sozialen Wirklichkeit? Überhaupt beginnen ja mit einer derartigen Sichtweise die Probleme erst richtig. Nimmt man die Katastrophe als Urgrund für Solidarität, man müßte sich mehr Katastrophen wünschen samt ihrer sozialen Utopien im Gepäck, und denkt man die Katastrophe als eine Art Impulsgeber, der die Gesellschaft ihrer Zwänge zur Unfreundlichkeit, zur Konkurrenz, zur verweigerten Hilfe entledigt, man müßte sich abermals mehr Katastrophen wünschen für die erneuernde Katharsis. Wie man es auch wendet, einer katastrophenspezifischen Solidarität kommt man so nicht näher.

## II.

Ein anderer Weg, vielleicht ein Umweg, könnte näher bringen. Nach wie vor scheint es plausibel, das Katastrophische als ein Ereignis zu **begreifen**, dessen *Folgen* die davon Betroffenen so beeinflussen, daß ihre gebräuchlichen Alltagsroutinen nicht länger greifen und sie auf „Sonderprogramme sozialen Handelns“ ausweichen müssen. Die Katastrophe, dieser „Einbruch des Fremden“ (c.f. Clausen 1978:128ff), trifft unvorbereitet und

entreißt eine Vielzahl kultureller Sicherheiten (von der Elektrizität über die Verkehrsverbindung bis zu Hauseinsturz und Gattentod), so daß die dementsprechenden Unsicherheiten zum Gegenstand bewältigender Anstrengungen geraten. Hier unvorbereitet und ohne Verarbeitungswissen, also ohne „Sonderprogramme“, dem Fremden ausgeliefert zu sein, aktualisiert dann Verhaltensweisen, die gesellschaftlich begünstigt, für "normal" gehalten werden. An dieser Stelle mögen sich in **der** Tat unsere humanistischen Abziehbilder bewähren. Als normativer Imperativ könnte die Fiktion der Solidarität auch deswegen Wirklichkeit werden, weil aus Mangel an anderen Sonderprogrammen aufjene zurückgegriffen wird, die für erwünscht gehalten werden. Dennoch laufen dann die altruistischen Programme ins Leere, wenn dem bloßen Impetus kein know-how entspricht. Dann erst beginnt die Katastrophe so recht eine der Sozietät zu werden, weil das Gefühl der Hilflosigkeit, des Ausgeliefertseins, des Überwältigten kein „Dennoch“ mehr hervorruft und jeder Widerstand gegen das Katastrophische widersinnig scheint. Solchermaßen ließe sich „Solidarität“ als eine psychische Befindlichkeit interpretieren, **als** positive Antriebsenergie, mit der sich das „Dennoch“ des Überlebens und Bewährens wirksam organisieren ließe. Dies jedoch nur, sofern der Befindlichkeit ein adäquates know-how des Bewähren-KÖNNENS verbunden ist, **also** *das praktische* Umgehen mit dem Katastrophischen der positiven Befindlichkeit über Erfolg neue Nahrung spendet. Ein Gewinn zeichnet sich ab. „Solidarität“ ist individualisiert zu einer Haltung, die aber dennoch ihre gesellschaftliche Grundlage hat, als nämlich das Bewähren-Können über die kulturell vermittelten *und* verfügbaren Kräfte, Methoden und Techniken bewerkstelligt werden muß. Solidarität und Bewähren-Können treten damit in eine Verbindung: Nur dort läßt sich Solidarität mit den Nächsten durchhalten, wo sich ein praktischer Erfolg tatsächlich abzeichnet (oder doch geglaubt wird) — alles andere wäre wie Nibelungentreue oder Untergangsehnsucht. Nunmehr verschieben sich die Akzente. Wo Bewähren-KÖNNEN und Bewähren-WOLLEN zusammenwirken, da ist praktische Solidarität, nicht Lippenbekenntnis. Da ist aber auch —**notwendigerweise**— ein Potential an Erfahrung und **Know-How**, an Vorbereitet-Sein und Kompetenz. Vielleicht ließe sich darauf ein „disaster socialism“, ein **aufbruchfrohes „socila utopia“ gründen...Spätestens** an dieser Stelle aber sollte die Realität in den Blick geraten.

### III.

Springt man hinein in die Wirklichkeit einer Katastrophe, so fällt ein denkwürdiger Bruch auf: Gesprochen wird von einem Ereignis — der Explosion, dem Erdbeben, dem Flugzeugabsturz — gemeint werden jedoch die Folgen, sie schließlich müssen bewältigt werden. Der Sinn solcher Verkehrung liegt in einem doppelten Vorteil: Die Folgen sind durch das Ereignis *erklärt* und die Erklärung verwandelt das gesamte Geschehen sofort in eine Verklärung, insofern, als ein furchtbares Ereignis dann unverschuldet ist, wenn es keiner wollte und keiner dafür verantwortlich zeichnen muß. Noch immer taugt der Mythos vom unabwendbaren Schicksal...

Allmählich wird dieser Mythos ausgehöhlt — jede Untersuchungskommission, jede Analyse, jede Ursachenforschung trägt dazu **bei** und macht deutlich, daß auch die Katastrophen produziert werden, wie jede Ware sonst. Am augenfälligsten tritt dieser Tatbestand zu Bewußtsein, wo die üblichen, sich jeder Forschung spreizenden Rapiditätä-

ten und Plötzlichkeiten einer Katastrophe entfallen, und der „Einbruch des Fremden“, ebenso wie die Aktionen der Bewältigung, im Zeitlupentempo daherkommen und sich einer gründlichen Analyse offenherzig anbieten. Die beiden Schneekatastrophen in Norddeutschland 1978/79 kamen auf diese Art daher und sie waren **glücklicherweise** nicht furchtbar genug, um verdrängt werden zu müssen, aber doch lange genug, um sich einzuprägen. Auch war der Betroffenheitsgrad für einen **aufRepräsentativität** bedachten Forscher „erfreulich“ hoch — wann hat man schon einmal eine landesweite Katastrophe — so daß sämtliche Brechungen, Anschauungen und Interpretationen, die sich eine differenzierte Gesellschaft leisten kann, in den vergleichenden Blick gerieten.

In einer arbeitsteiligen Gesellschaft — wen verwundert es — brechen Katastrophen in eingespielte Abläufe ein, die so routiniert sind, daß selbst für derartige Einbrüche spezielle Routinen zur Verfügung stehen, die nur darauf warten, endlich einmal in bewährungsheischender Absicht demonstriert werden zu können. Von daher wundert es nur den Laien, wenn die praxiserprobten Spezialisten der Katastrophenschutz-Organisationen von „Instinkt“ sprechen, mit dem sie den Schnee, das Hochwasser, oder den Sturm förmlich „wittern“ und so lange vor den offiziellen Alarmierungen Posten beziehen und nach verdichtenden Anzeichen Ausschau halten. Doch was hier mit „witterndem Instinkt“ umschrieben wird ist oftmals nichts anderes, als das einer langjährigen Erfahrung entspringende, höchst sensible und wache Vorbereitet-Sein, mit dem auch andere Spezialisten ihren Tätigkeitsbereich kompetent überblicken. (Borries, v. 1980) Und in der Tat waren die Helfer verschiedener Organisationen (vor allem, aber nicht nur: **THW**) längst in ihren Bereitschaftspositionen, auf den Deichen, hinter dem Räumgerät und erstellten wertvolle Lageberichte und Informationsaufbereitungen.

Doch anders als im städtischen Bereich geht auf dem Land dieser Phase eine Einbindung der Bevölkerung einher. Die Spezialisten des Katastrophenschutzes sind gleichzeitig der Nachbar, der Verwandte, oder der Vereinsbruder, so daß ihre Lagebeurteilung recht unverzüglich weitergeht auch an den Adressaten „Bevölkerung“: Man schließt die Läden, treibt das Vieh ein, trägt das Mobiliar in den Oberstock, **stellt** die Dokumententasche bereit und betreibt seelische Aufrüstung. Dieser Art der privaten Prophylaxe entspricht in der Stadt nichts Analoges — nur die Spezialisten holen ihre Sonderprogramme aus den Schubladen und warten auf den Schadensfall in Vollendung. Dann erst, wenn Hilfe nachgefragt wird, wie auf dem Markt, kann der Einsatz beginnen. Damit ist bereits auf das Dilemma eines interventionistisch konzipierten Katastrophenschutzes hingewiesen. Das staatlich geregelte, teilweise auch organisierte und finanzierte Katastrophenschutz-Wesen besitzt durchaus seine eigene, bürokratische, politische und organisatorische Dynamik. Sie drückt sich am besten über die entsprechenden Gesetze und Verordnungen aus, wenn „Katastrophe“ wie folgt definiert wird: „Katastrophe im Sinne dieses Gesetzes ist eine insbesondere durch Naturereignis oder schwere Unglücksfälle verursachte **Störung** oder Gefährdung der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung, die so erheblich ist, daß ihre Bekämpfung einheitlich gelenkte Maßnahmen unter Einsatz von besonderen Einheiten und Einrichtungen erfordert.“ (**Dombrowsky** 1980a)

Interessanterweise übernimmt der Gesetzgeber in seiner Definition von „Katastrophe“ den eingangs erwähnten Bruch zwischen Ereignis und Ereignisfolgen. Von der *Art* des

Ereignisses aus bestimmt sich die Art der Bedrohung und, darauf fußend, die Art der Intervention (eine Revolte wird nicht mit dem Katastrophenschutz bekämpft). Die Art des Ereignisses ist damit lediglich notwendig als Schlüsselreiz für die Auswahl jenes Interventionsinstrumentariums, das der Staat für die entsprechenden Ereignisse bereithält (Krieg - Militär / Revolte - Bundesgrenzschutz / Erdbeben - Katastrophenschutz). Wichtiger dagegen sind die Ereignisfolgen: Die Bedrohung oder Störung der öffentlichen Sicherheit muß so erheblich sein, daß *nur* die Katastrophenschutzbehörde und ihre Einheiten die Ordnung, die „Normalität“, wiederherstellen können, also die Ereignisfolgen allein durch staatliche (oder staatlich dirigierte) Interventionsakte zu bewältigen sind. Mit dieser Bestimmung sichert sich der Gesetzgeber sein Gewaltmonopol auch in der Katastrophe. Er rechtfertigt dies über seinen Anspruch, Gefahren für Leib oder Leben von seinen Bürgern abwenden zu wollen, doch kann er dem nur nachkommen, wenn das Kind bereits im Brunnen liegt: In die **Entscheidungsbefugnisse** der autonomen Bürger darf der Staat nur eingreifen, wenn das Gesetz verletzt, die Öffentlichkeit gefährdet, oder Hilfe erbeten wird. Da die Katastrophe als äußerer Impulsgeber (Unglück) kein Gesetz verletzen kann, bleibt nur die Gefährdung der Öffentlichkeit übrig und die Bitte um Intervention — beides impliziert die Abtretung von autonomen Entscheidungskompetenzen an den Staat. In exakt diesem **Zusammenhang** entscheidet sich das Schicksal von Solidarität.

#### IV.

Verfolgt man die Entstehung der Schneekatastrophen vom ersten Schneefall bis über den Katastrophenalarm hinaus, so lassen sich zwei, nur sehr begrenzt miteinander verbundene Entwicklungslinien aufzeigen. Die eine Linie weist die Handlungen und Aktivitäten der Katastrophenschutzeinheiten aus, die andere die der Bevölkerung. Beide Linien lassen sich mit Hilfe eines einheitlichen Ablaufschemas darstellen, das die **Handlungssequenzen** in sechs Phasen unterteilt (Dombrowsky 1980b):

1. Latenzphase
2. Identifikationsphase
3. Definitionsphase
4. Personalisationsphase
5. Aktionsphase
6. Rückkopplungsphase

Über die Anwendung dieses Phasenmodells auf die Handlungssequenzen in der Realität läßt sich ein recht gutes Ablaufbild der tatsächlichen Geschehnisse rekonstruieren. In diesem Zusammenhang soll das Augenmerk auf die Handlungen der Bevölkerung gelenkt werden, um nähere Aufschlüsse über die Herstellungsweisen von Solidarität zu erhalten. Trotzdem sei mit der Entwicklungslinie der Katastrophenschutzeinheiten begonnen, um die Einflußgrößen zu kennzeichnen, die die staatliche Autorität bewegen, einem Ereignis und seinen Folgen den Katastrophenstatus zu verleihen.

In der *Latenzphase*, das Beispiel der Spezialisten, die schon im Vorfeld eine Katastrophe „**wittern**“, machte dies deutlich, herrscht ahnungsvolle Ungewißheit. Auf der Grundlage von Erfahrungsextrapolationen nimmt man an, daß „ein Unglück geschieht, wenn der Schnee so weiterfällt“, „die Flut so weitersteigt“. Erste einlaufende Schadensmeldungen

verstärken die angenommene Erwartungshaltung, die normalen Alltagsroutinen **tendieren** auf Suspendierung, während der Einsatz von Sonderrouinen noch nicht gerechtfertigt erscheint. In der *Identifikationsphase* ergibt sich aus den zusammenlaufenden Schadensmeldungen eine genauer zu bestimmende Lage. **Im** Zusammenspiel aus zahlreichen Informationsquellen (Polizeidienststellen, Wetteramt, Schneevögte, Seewetteramt etc.) lassen sich Entwicklungstrends ausmachen, so daß die Ungewißheit weicht. Voralarm kann gegeben werden, Sonderrouinen laufen an. Die *Definitionsphase* dient letztlich der sicheren Lagebeurteilung in bezug auf Qualität und Ausmaß der Ereignisfolgen, so daß entschieden werden kann, ob der Katastrophenfall gegeben ist, oder nicht. Danach beginnt die *Personalisationsphase*, die für das Gelingen der Katastrophenbekämpfung von höchster Bedeutung ist. In dieser Phase werden nicht nur die Hilfsressourcen (Krankenwagen, Bergungsgerät, Helfer etc.) auf die Nachfrage der Opfer nach den staatlicherseits definierten Prioritäten (c.f. „Katastrophenkalender“) vermittelt, sondern auch die Abwehrmaßnahmen personell vernetzt, d.h., nur jene Hilfen können angenommen und verteilt werden, für die ein institutionalisierter Einbauraster vorliegt. Organisationen wie Behörden sind darauf angewiesen, Ansprechpartner in ihrer Umwelt zu haben, weil ansonsten die Anforderungsstrukturen aus der Umwelt „anonym“ blieben und damit unbehandelbar. Katastrophen aber bleiben solange anonyme Anforderungsstrukturen, bis sie sich um und an Personen kristallisieren und über den Transmissionsriemen von Ansprechpartnern bearbeitet werden können. Solche Ansprechpartner entstehen in Form von Opfern, die Hilfe nachfragen und in Form von Helfern, die Hilfe anbieten, oder laut Gesetz auch anbieten müssen. Ist die Personalisationphase **abgeschlossen**, so daß jeder Helfer weiß, was mit welchen Personen, Mitteln und Kapazitäten zu bewerkstelligen ist, so beginnt **die Aktionsphase** und damit **die Rückkopplungsphase**, da mit jeder Aktion auch deren Wirkungen zurückgemeldet und von neuem in Aktion umgesetzt werden.

Von Bedeutung für unseren Zusammenhang sind eigentlich nur zwei Phasen: die der Definition und der Personalisation. In der Definitionsphase geht es nicht nur darum, behördeninterne Fragen der Kompetenz-, Finanzmittel- und Ressourcenverteilung zu regeln, sondern vor allem darum, die Legalitätsfrage zu beantworten: Ist die öffentliche Ordnung so bedroht, **und/oder** sind so viele Menschen von Schaden betroffen, daß „der Staat“ alle Entscheidungsbefugnisse (bis hin zum Notstand) an sich reißen und Katastrophenalarm ausrufen darf? Die Legalitätsfrage ist auch aus einem weiteren Grund von Wichtigkeit: Wird zu früh alarmiert, kann ein verheerender Gegeneffekt eintreten, in Form einer Katastrophe durch den Katastrophenalarm; wird zu spät alarmiert, ist der reale Schaden entsprechend schlimm. Von daher gibt es etwas wie eine „Katastrophenkalkulation“, die darin besteht, zwischen Einsatzkräften und Schadensmaß eine optimale Relation zu finden. Hier zeigt sich die erste Nahtstelle zur Entwicklungslinie auf **seiten** der Bevölkerung. Tritt sie nicht als Opfer in Erscheinung und fragt dementsprechend keine Hilfe nach, so ließe sich der Katastrophenstatus nur mit dem Hinweis auf eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung rechtfertigen. Und in **der** Tat hatte die schleswig-holsteinische Landesregierung anfängliche Schwierigkeiten, den **Katastrophenstatus** zu rechtfertigen, angesichts einer sehr großen Zahl von Kritikern, die darauf hinwiesen, daß die gleiche Menge Schnee vor zehn Jahren nur ein „strenger Winter“, aber

keine Katastrophe gewesen sei. Hebt man an dieser Stelle ab aufs Grundsätzliche, so ließe sich hier in absichtlicher Übertreibung die Bevölkerung als zweite Instanz für die Definition des Katastrophenstatus beschreiben: Damit die Folgen eines Ereignisses zur Katastrophe definiert werden können, bedarf es nicht nur der staatlichen Definitionsmacht, sondern auch des **definitorischen** Mitvollzugs durch die Bevölkerung.

Konfliktfrei ist dieser Mitvollzug nur, wenn sich die Bevölkerung auf die gesetzlich vorgegebene Rolle des Opfers festlegen läßt. Als **Hilfe-Nachfrager** passen die Bürger ins Konzept, dann zeigen sie, so merkwürdig das klingen mag, „Solidarität“ im Sinne der „organischen“ Durkheim's: Die katastrophenerzeugte Ungleichheit (hier hilfloses Opfer, dort kompetente Helfer) wird akzeptiert und zum eigenen Vorteil **be-** oder ausgenutzt. (**Manch'** einer ließ sich im Krankenwagen zur Freundin fahren, oder vom Panzer den Weg räumen) Zu Konflikten muß es jedoch dort kommen, wo die vorformulierte Opfer-Rolle nicht eingenommen und selbständige Aktionen durchgeführt werden. So zeigte der Einsatz der Amateurfunker (CB-Funker) sehr eindringlich, daß fremde **Aktionen** abgewiesen und verurteilt werden können, wenn sie sich nicht innerhalb der staatlichen Monopolgewalt hierarchisieren lassen. (Die CB-Funker hatten eigene Funkdienste aufgebaut, als sie merkten, daß die Funkgeräte der Einsatzkräfte auf unterschiedlichen Frequenzen arbeiteten und so nicht gut einsatzfähig waren.) Anhand dieses Konfliktes wird die Bedeutung der Personalisationsphase erkennbar. Um die volle Kontrolle über alle Aktivitäten in der Katastrophe zu behalten, benötigten die Behörden und Organisationen verantwortliche Ansprechpartner in der Umwelt, die Informationen liefern und Anordnungen ausführen. Wer aus diesem Netzwerk herausfällt, oder, wie die CB-Funker, noch gar nicht darin eingeschlossen ist, wird **als** Bedrohung erlebt. Folgerichtig sind die Funker auch im Anschluß an die Schneekatastrophen behördlich vernetzt worden. Nunmehr gibt es einen „Oberfunker“, der bei weiteren Katastrophen als Verbindungsmann der Behörde den Einsatz aller Funker im Sinne der Einsatzleitung regelt. Betrachten wir nun die Entwicklungslinie auf **seiten** der Bevölkerung. Bereits in der Latenzphase ergeben sich schwerwiegende Unterschiede. Je nach dem, wie eng die Bevölkerung mit den Spezialisten der Katastrophenschutzeinheiten vernetzt ist, lassen sich unterschiedliche Informationsstände ausmachen und damit unterschiedliche **Ungewißheitspotentiale**. In Regionen, wo der Helfer im Roten Kreuz, im THW, oder einer anderen Organisation, gut bekannt ist, wo sich die Familien gut kennen, oder gar viele Familien miteinander verwandt sind, wo der Polizist „Nachbar“ der ganzen Gemeinde ist, wie der Pastor, oder der Feuerwehrmann, da funktioniert ein reibungsloses Frühwarnsystem und eine hervorragende informelle Vernetzung. Diese Vernetzung geht sogar so weit, daß in der Phase der behördlichen Personalisation immer auch die Angehörigen, Freunde und Nachbarn mitinformiert, aber auch miteinbezogen werden zum Helfen. Dies deutet hin auf den zweiten gravierenden Unterschied in der Latenzphase. In Regionen, wo die gesamte Bevölkerung in die Hilfsaktionen einbezogen ist, da bilden sich **Hilfe-Kompetenzen** aus, so daß dort in jedem Falle weniger Opfer zu finden sind. In anderen Worten: Die Chance, schon in der Latenzphase adäquate Prophylaxemaßnahmen für den möglichen Ernstfall einzuleiten, hängt entscheidend von den verfügbaren Erfahrungsständen der Bevölkerung ab. Wo sie hoch sind, kann kompetent gehandelt werden, wo sie dagegen niedrig **sind**, herrschen hohe Ungewißheiten, wenig Vorbereitet-



Sein und Kompetenz. Dieses Problem setzt sich in der Identifikationsphase fort: Wo keine Einbindung in die Informationsnetze **besteht**, da dauert die Ungewißheit oder gar die völlige Unwissenheit an und damit auch die niederwerfenden Überraschungseffekte. Die Betroffenen können nicht auf Katastrophe hin definieren, weil ihnen dazu die Erfahrungsgrundlage ebenso fehlt, wie die notwendigen Informationen (welcher Städter ist schon in der Lage, aus spärlichen Wetterberichten und Wasserstandsmeldungen auf eine Katastrophe zu schließen?) Dadurch verursacht, verschiebt sich auch die Definitionsphase weit in die Zeit der Schädigungen hinein, d.h., die Erkenntnis, daß ein bestimmtes Ereignisbündel bereits eine Katastrophe ist, greift dort am spätesten um sich, wo die Grundlagen zu einer sicheren Definition am dürftigsten sind. In der dann folgenden Personalisationsphase verwundert es darum nicht, wenn die Lage schon so schlimm ist, daß nur noch der Notruf betätigt werden kann und die Bevölkerung auch das ist, was von ihr erwartet wird: Opfer.

Entsprechend dieser Kumulation negativer Effekte fällt auch die Aktionsphase recht erfolglos aus. Die geringen Erfahrungswerte, die mangelhafte Information, die hohe Ungewißheit, das alles führt dahin, von der Katastrophe überrascht zu werden und handlungsunfähig zu sein. Ohne eingeübt und abrufbereite Sonderprotokolle fallen alle gewohnten Alltagsroutinen aus, der Rückgriff auf die vertrauten Kulturtechniken geht ins Leere. Die Rückkopplungsphase vermittelt nichts als den Mißerfolg auf der ganzen Linie. (c.f. Eddy u.a. 1976 und Jäger 1977: 112-120)

#### V.

Eine Katastrophe, so hatte ich zu zeigen versucht, ist keineswegs mit dem Ausbruch eines Ereignisses identisch. Vielmehr ist das Ereignis nur der auslösende **Code für** ein „Sonderprogramm des Handelns“, für angepaßte Sonderprotokolle, von denen man annimmt, daß sie für die Folgen dieses Ereignisses optimal ausgelegt sind. Für die Spezialisten der Katastrophenschutzeinheiten stellt sich das Katastrophische lediglich als graduell kompetenzbedrohender Verlust der „normalen“ Arbeitsroutinen dar (Büroarbeit, Wartung, Training etc.), für die Bevölkerung aber als existenzbedrohender Verlust der „normalen“ Lebensroutinen. Von diesen beiden Bedrohungsqualitäten aus entstehen höchst konkurrierende Katastrophendefinitionen und höchst unterschiedliche „Sonderprogramme des Handelns“. Während nämlich die „Sonderprogramme“ der Spezialisten in Form von Katastrophenplänen, Einsatzplänen, Know-how, hohen Erfahrungsständen etc. auf Abruf bereitliegen, also nur die eine, täglich benutzte Routine gegen eine andere, seltener benutzte ausgetauscht wird, verfügt die Bevölkerung über keine derart fundierte und abrufbereite „Sonderprotokolle“; sie muß *in* der bedrohlichen Situation Handlungsmuster unter Erfolgszwang *entwerfen*, während die Spezialisten nur ihre katastrophengebundenen Sonderprotokolle unter Legitimationszwang **anwenden** (Dombrowsky 1980c). Beide Handlungsstrategien implizieren auch zwei verschiedene Arten von Solidarität.

Kehren wir zum Problem der differentiellen Vernetzung zurück: Die Bevölkerung, so hatte ich anhand des Phasenmodells zu zeigen versucht, ist in ganz unterschiedlicher Weise in den Ablauf der behördlichen Sonderprotokolle integriert und sie verfügt darüberhinaus über sehr unterschiedliche eigene Sonderprotokolle. Diese verschieden verteilte Partizipation und Kompetenz läßt sich über Stadt/Land-Unterschiede erklären: Der größere

Grad persönlicher Bekanntheit, die größere Nähe zu handwerklich-praktischem Können, die bessere Verfügbarkeit über Hilfsmittel und Materialien für die Improvisation machen den ländlichen Bewohner dem städtischen dann überlegen, wenn die kulturellen Selbstverständlichkeiten und unbegriffenen Alltagsroutinen — diese ganze Summe der Druckknopf-Automatismen und Switch-on-Funktionnements — plötzlich ihren Dienst verweigern. Darin also bestünde die Katastrophe, daß die Alltagselbstverständlichkeit, über deren Vollzug sich die „Ordnung“ einer bestimmten Wirklichkeit reproduziert, zerbrechen und der Ersatz für das Zerbrochene nicht ohne weiteres verfügbar ist. Doch so plausibel dies auf den ersten Blick scheinen mag, es taugt nicht zur **Erklärung** differenter Solidarität. Längst nämlich ist das Land industrialisiert, fehlen die Ersatzmittel für das Zerbrochene ebenso wie in der Stadt. Ganze Hühnerfarmen starben aus, weil der Strom fehlte, und ganze Tiefkühlager gingen in Gestank auf, weil die Temperaturen nicht zu halten waren. Die stromabhängigen Brenner der Ölheizungen fielen in Stadt und Land gleichermaßen aus, ohne daß der Kanonenofen aus Großmutterzeiten hätte ins Zimmer geholt werden können — längst werden auch auf dem Land die Häuser ohne Kaminanschluß in den Zimmern gebaut. Wo also die Grenzen zwischen Stadt und Land ins Fließen geraten, müssen allgemeinere Ansätze herangezogen werden, um die unterschiedlichen Formen von Solidarität erklären zu können.

Die im allgemeinen herrschende „organische Solidarität“, so war gesagt worden, zerbricht in der Katastrophe, sofern der sie tragende funktionelle Vollzug, die zugrundeliegende Ordnung, zerbricht. Für die Einheiten des Katastrophenschutzes zerbricht der funktionale Vollzug nicht. Für sie fallen nur Teile dieses Vollzugs, der täglichen „Normalität“, aus und es gehört zum gesamten „normalen“ Vollzug dazu, den Ausfall dieser Teile zu „reparieren“. Im Einklang mit der funktionalen Ordnung besteht daher für die Spezialisten des Katastrophenschutzes die „organische Solidarität“ fort, indem sie, jeder auf seinem Platz und jeder in seiner Aufgabe, ohne den anderen ihre Reparaturaufgabe nicht lösen könnten. Das „Opfer“ der Katastrophe gehört zu diesem Funktionnement unabdingbar dazu. Ohne Opfer keine Helfer — darin liegt die Notwendigkeit begründet, ein „Katastrophen-Klientel“ produzieren zu müssen.

Nur für einen Bevölkerungsteil zerbricht die „organische Solidarität“ tatsächlich. Es ist jener Teil, der zwar von der Katastrophe betroffen ist, aber kein Opfer sein will. Die zur Selbsthilfe entschlossenen Betroffenen, die autonome Sonderroutinen *gegen* die bedrohlichen Folgen der Katastrophe entwerfen wollen, müssen jene Befindlichkeit ausbilden, die das Bewähren-Wollen erfolgreich werden läßt. Sie benötigen also das erfolgreiche „Sonderprogramm sozialen Handelns“, das Bewähren-Können, um einerseits nicht abzugleiten in die Opfer-Rolle, und um andererseits nicht vor sich selbst zu versagen. Das für sie auftauchende Problem besteht darin, *wie* sie erfolgreiche Sonderroutinen entwerfen können, wenn ihnen die „normalen“ Alltagsroutinen entzogen sind.

An dieser Stelle hilft ein Ansatz weiter, den P. Aisberg 1922 in seinem Buch „Das Menschheitsrätsel“ entwickelte. Der Mensch, so Aisberg, sei dadurch gekennzeichnet, daß er dann seine optimale Überlebenschance finde, wenn er, anders als das Tier, nicht in die Körperanpassung hinein, sondern im Gegenteil, aus dem Zwang zur Körperanpassung heraus gehe. Um den Körper nicht spezialisieren zu müssen, (Gebiß, Huf, Geweih

etc.), also nicht in die evolutionäre Sackgasse zu laufen, hätte der Mensch lernen müssen, seinen Körper, seine Natur, auszuschalten und statt dessen über technische und soziale Spezialisierungen sich selbst unspezialisiert zu lassen. (Wie sähe unsere Hand aus, wenn sie sich hätte in Richtung Hammer körperlich spezialisieren müssen?) Diesen Vorgang nennt Aisberg „Körperausschaltungsprinzip“. Die technischen und sozialen Spezialisierungen, Aisberg nennt sie „**Körperausschaltungs-Instrumentarien**“, bilden unsere gesamte Kultur; mit ihnen kompetent umgehen zu können, läßt uns erfolgreich sein im kulturell gemeinten Sinn. Fallen nun aber die „**Körperausschaltungs-Instrumentarien**“ aus — und damit sind wir wieder beim Thema — so fallen auch die an ihnen gewonnenen Kompetenzen aus. Der Mensch ist gezwungen, entweder auf eine jüngere Generation von „**Körperausschaltungs-Instrumentarien**“ zurückzugreifen (Glühbirne - Petroleumlampe - Fackel), oder, wenn diese nicht verfügbar sind, solange an der Vergegenständlichungsgeschichte des Körperausschaltungsprinzips „zurückzulaufen“, bis er in der Lage ist, in der gegebenen Situation, mit den gegebenen Materialien, von neuem nützliche „**Körperausschaltungs-Instrumentarien**“ zu entwerfen. (Erst in besonders ungünstigen Situationen und ohne verfügbare geeignete Mittel bliebe ihm nichts, als bis ganz in die „Körperchance“ **zurückzulaufen**, d.h. wieder ganz Fluchtwesen oder aggressives Kampfwesen zu werden. Sogenannte „tierische“ oder „panische“ Verhaltensweisen ließen sich auf diese Weise besser fassen). Von hier aus nun läßt sich der Gehalt von „praktischer Solidarität“ erschließen: Der Ausfall der jeweils angewandten kulturellen „**Körperausschaltungs-Instrumentarien**“ zwingt zum Rückgriff auf weniger körperdistanzierte Instrumentarien und damit auf die Reaktivierung vorgängiger Techniken und der in und an ihnen geronnenen Sozialbeziehungen und Wissensstände (von Borries, 1980). Gefragt sind dann die Tugenden des „Bastlers“, desjenigen, der im Schatten überperfektionierter und überästhetisierter „Großtechnik“ die Künste des „**Hinpfriemels**“ beherrscht und jenseits normierter Ersatzteile und VDI-geprägter Vorstellungen dennoch eine gängige Lösung findet. Das **Tüftler-know-how** zeichnet sich durch Improvisationstalent, Kreativität und einfallsreiche Transfer-Leistung aus; findig, teilweise listig, immer aber aktiv und optimistisch wird die Notsituation angegangen und bemeistert. So erzählte ein dithmarscher Bauer, der sich über den Ausfall der **Ölzentralheizung** ärgerte, daß er sich an die deutsche „Stunde Null“ erinnert habe, und den nostalgisch mit einem Blumentopf verfremdeten Kanonenofen aus Tochtters Zimmer dadurch wieder in seine alte Funktion einsetzen konnte, indem er mit Hilfe eines Glasschneiders, viel Putzstahlwolle und einem langen Ofenrohr für einen guten Abzug aus dem Küchenfenster sorgte. „Mittelalterliche Zustände“ führten jene ein, die die Kälte dadurch überwinden, daß sie gemeinsam mit ihren Tieren in der Diele eine sehr spezifische „Kuschelecke“ einrichteten. Ja, es gab sogar Fälle, wo man versuchte, die **Heimzentralheizung** aufeigene Faust so umzuwandeln, daß sie auch ohne elektrischen Brenner befeuert werden konnte. Oft genug ergab sich bei solchen Reaktivierungsleistungen überkommener Instrumentarien und Verfahren der Zwang, mit anderen Betroffenen eng zu kooperieren, um die von der Arbeitsteilung her nahegelegte Selbstgenügsamkeit im privatistischen „Park der Haustechnik“ (eigene Waschmaschine, eigene Spülmaschine, eigener Staubsauger, eigene Melkmaschine usw. usw.) zu überwinden. Im Moment der Kooperation erkannte man plötzlich, daß die allgemein anerkannte Kulturentwicklung in unaushaltbare Defizite

umschlägt, sobald deren Adepten vom allgegenwärtigen Leistungskomfort abgenabelt werden. Dann schlägt die technisch-arbeitsteilig erworbene Freiheit von anderen um in Entblößung, die nur überwunden werden kann, wenn man sich wieder auf den anderen einläßt und mit ihm zusammen aus den Residuen des Vergangenen die Ersatz-Instrumentarien für den Notfall zusammenbastelt. Ein solches Zusammenwirken läßt sich als „praktische Solidarität“ in Katastrophen beschreiben und dafür lassen sich auch zahlreiche Beispiele finden. Das Überdenkenswerte an allen Beispielen ist das Phänomen, daß die solcherart Kooperierenden von „Katastrophe“ kaum etwas wissen wollten. Bei ihnen fand sich ein bemerkenswertes Selbstbewußtsein, eine Art trotziger wie einnehmender Stolz, den all jene gut kennen, die Kameradschaft erlebt haben.

Möglicherweise stehen Behörden und Organisationen mit festgefügt Strukturen und Hierarchien solchen autonomen Katastrophenschutzleistungen mit Skepsis gegenüber; doch man sollte sich vergegenwärtigen, daß ein Gemeinwesen *langanhaltende und flächendeckende* Katastrophen und Notstände überstehen kann, wenn die Bevölkerung in der Lage und willens ist, dies aus *eigener* Kraft und Kompetenz zu erreichen. Einer solchen Form der „wehrhaften Demokratie“ stehen wir noch immer ferne; weder die Architektur noch die Infrastruktur ist dementsprechend. Dennoch aber läßt sich mit Hilfe des Phasenmodells ein erster Katalog entwerfen, wie eine solche Verbesserung des Katastrophenschutzes zu erreichen wäre: Als erstes hätte man dafür Sorge zu tragen, daß die Defizite in der Definitions- und Personalisationsphase beseitigt werden. Das bedeutet konkret, daß die Bevölkerung klarere Lageberichte und bessere Informationen bekommen muß, um in eigener Initiative prophylaktische Maßnahmen ergreifen zu können. Ebenfalls sollte es die Regel werden, die Bevölkerung in die Netzwerke des Katastrophenschutzes besser zu integrieren als bisher: Warum, so muß gefragt werden, gibt es keine Form der zivilen „Dienstverpflichtung“ im Katastrophenfall, bezogen auf Schneeschaukeln, Sandsackfüllen, Nachbarschaftshilfe für Alte und Kranke? Warum werden bäuerliche Genossenschaften und Maschinengemeinschaften nicht in alle Katastrophenkalender aufnehmen? Und warum wagt man nicht die Beschlagnahme der neuerdings so beliebten Allrad-Geländewagen, die sich immer mehr als statu strächtiger Zweitwagen breit machen? (Klaus Hübner ©) Warum aber — und dies wäre die im Alsberg'schen Sinne interessanteste Frage — subventioniert die öffentliche Hand noch immer eine Technik, deren Gigantomanius ein eklatantes Sicherheitsrisiko für die Bundesrepublik Deutschland nicht nur im Katastrophenfall darstellt? Wäre es nicht an der Zeit, einmal über die zerstörungsträchtige Abhängigkeit von **hochaggregierten** und hochkonzentrierten Versorgungsbetrieben (insbesondere Energie- und Wasserver- und -entsorgung) nachzudenken und die stattdessen möglichen Alternativen? Warum wird kein Demonstrationsprojekt in Angriff genommen, wo ein paar Wohnhäuser von einer integrierten Wärme-Kraft-Kopplung versorgt und von biologischen Trockenklosetts und recyclingfähigen Abfallsystemen entsorgt werden? Dort ließe sich an Schnee aushalten, was anderenorts schon Katastrophe heißt. Mit solchem Know-how, solchen „**Körperausschaltungs-Instrumentarien**“ ließe sich vieles überstehen und manche Legitimationskrise vermeiden. „**Partizipation**“ bedeutete dann die Einbeziehung der Bevölkerung in einen überlebessichernden Katastrophenschutz, und „**Kompetenz**“ bedeutete die Fähigkeit, situationsadäquat über möglichst viele Generationen von

„**Körperausschaltungs-Instrumentarien**“ samt deren Wissen verfügen zu können. Beides ließe sich erzeugen, zum **Wohle** der zukünftigen Betroffenen **und eines** noch immer leicht abseits stehenden Katastrophenschutzes.

### **Literatur**

ALSBERG, P.: Das Menschheitsrätsel, Dresden 1922, 2. Aufl.

BROWN, W.M.: Recovery from a Nuclear Attack (A Study based upon a Hypothetical 1973 War Scenario) Washington D.C. 1971

CLAUSEN, L.: Tausch. Entwürfe zu einer soziologischen Theorie, München 78

DOMBROWSKY, W.: Katastrophe als soziales Handeln, Verhandlungen des 20. Dt. Soziologentages, Bremen 1980 (a)

DOMBROWSKY, W.: Katastrophen und Katastrophenprophylaxe — Überlegungen zur schleswig-holsteinischen Schneekatastrophe, in: GRAF-BAUMANN, T./METREVELI, St. (Hg.): Katastrophen- und Unfallforschung, Erlangen 1980 b

DOMBROWSKY, W.: Katastrophenschutz in der Industriegesellschaft — Auf dem Weg zur integralen Prophylaxe, in: SIFKU-Informationen 2/1980 (c)

FRITZ, Ch.E.: Disaster, in: MERTON, R.K.: NISBET, R.A. (Eds.): Contemporary Social Problems, New York 1961, S. 651-694

JÄGER, W.: Katastrophe und Gesellschaft, Darmstadt Neuwied 1977

TÖNNIES, F.: Gemeinschaft und Gesellschaft, Darmstadt 1979, Neuaufl. der 8. Aufl. von 1935

VON BORRIES, V.: Technik als Sozialbeziehung. Zur Theorie Industrieller Produktion, München 1980.

WENGER, D.E./PARR, A.R.: Community Functions and Disaster Conditions, Columbus, Ohio 1969.

EDDY, P./POTTER, E./PAGE, B.: Destination Disaster, London 1976.